

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 14.

Berlin, Mittwoch den 1. Februar

1843.

Norwegen.

Norwegen und die Norweger.

Zweiter Artikel. *)

Charakter und Sitten der Norweger.

Was wir hier über die Einwohner Norwegens sagen werden, gilt nicht von den Gebildeteren, sondern dem eigentlichen Kern der Nation, dem Volke; denn nur bei diesem kann man den National-Charakter kennen lernen, indem er hier allein ohne Verzierung der Kultur und Verzerrung der sogenannten (?) Civilisation hervortritt.

Was die äußere Körperbildung anlangt, so sind die Normänner mittlerer Größe, jedoch öfter darüber als darunter, und durchgehends von starkem Gliederbau und schöner Gesichtsfarbe, die nur als Folge der Bitterung ins Braune fällt. Blaue Augen und gesunde, weiße und schöne Zähne sind bei ihnen vorherrschend. Sie haben größtentheils braune Haare, wiewohl in einigen Gegenden auch gelbe oft vorkommen. Man hat öfters, besonders von den Dichtern, gelbes Haar als ein Zeichen nordischen Ursprungs anführen hören; allein es ist zu bezweifeln, ob dasselbe jemals allgemein oder besonders vorherrschend gewesen sey. In den alten Sagen wird häufig irgend ein König oder ein Held als ein Mann mit schönem gelben Haare geschildert; allein gerade dies könnte ein Beweis seyn, daß gelbes Haar auch damals eine Seltenheit gewesen, da man das Gewöhnliche nicht gern rühmend hervorhebt. Schwarzes Haar gehört aber zu den Ausnahmen.

In den Gesichtszügen der Normänner findet sich nichts, was ein ausschließlich nationales Gepräge andeutet. Man sieht bei ihnen eben so oft Römische und Griechische Profile, als die runderen Züge (Gesichtsformen), die man den nördlichen Nationen beizulegen pflegt. Doch giebt es auch Provinzen, deren Bewohner durch Physiognomie und Körperbildung von ihren Nachbarn sich merklich unterscheiden. So haben z. B. die Einwohner von Bos im Süste Bergen mit ihren Adlernasen und ihrem hohen Wuchs nichts mit den Einwohnern des benachbarten Distriktes Sogn gemein, die durch niedrigen Wuchs, starken Gliederbau und leichte geschmeidige Bewegungen kennbar sind.

Eine Bemerkung, die sich dem Beobachter öfters aufdringt, ist die, daß die Eingebornen gewisser Gegenden Andere an Schönheit übertreffen, und daß man in gewissen Gegenden, wo die Männer vorzüglich wohlgebildet und von einnehmenden Gesichtszügen sind, am seltensten schöne Weiber findet, und umgekehrt. So gehören z. B. die Männer von Linn in Tellemarken zu den schönsten im Lande, während ebendasselbst nur selten hübsche Weiber anzutreffen sind, und kein Distrikt hat durchgehends schönere Weiber, als der Distrikt Nörøas, wo wiederum ein hübscher Mann zu den Seltenheiten gehört.

Obgleich die Normänner im Allgemeinen von sehr lebhaftem Charakter sind, so haben doch die äußeren Verhältnisse bei Einigen eine gewisse Trägheit erzeugt, die sich in ihren Bewegungen und ihrem ganzen Wesen zu erkennen giebt. Die Städte z. B. und die Bewohner der an die Städte gränzenden Gegenden haben viel von jener natürlichen Lebhaftigkeit und Treueherzigkeit verloren, durch welche sich Thal- und Alpen-Bewohner so vorthellhaft auszeichnen, und die Fischer äußern in allen ihren Bewegungen die Trägheit, die eine natürliche Folge ihres Gewerbes ist, das ihnen keine Gelegenheit giebt, ihre Muskelkraft vielseitig zu entwickeln. Dagegen findet man bei den letzteren Beharrlichkeit und ruhigen Muth, die Gefahren ihres Gewerbes zu bekämpfen. — Andererseits ist die Geschmeidigkeit der Thal- und Alpen-Bewohner bewundernswürdig. Ihre Tänze, die sich übrigens keinesweges durch Anmuth auszeichnen, bestehen größtentheils in dreifachen Wendungen und Sprüngen, und die meisten jungen Alpenhirten können mit Sicherheit ihren salto mortale ausführen.

Den vielen und großen Hindernissen zum Troge, welche die Lokalität einem wohlgegerichteten Schulwesen auf dem Lande in den Weg legt, steht die Elementarbildung der Norwegischen Bauern auf einer höheren Stufe, als man erwarten kann, und höher als in den meisten Ländern Europa's. Der Englische Lordkanzler Brougham bemerkte im Parlamente am 1. Mai 1816, daß in Manchester in den letzten sechs Jahren 9765 Paare getraut worden seyen, von denen nicht eine einzige Person lesen oder schreiben konnte. Nach der Revue encyclopédique für den Oktober 1832 konnten in den nördlichen Departe-

ments Frankreichs von 100 Jünglingen 74, in den westlichen 12, und im ganzen Reiche überhaupt 38 von 100 lesen. In Norwegen findet sich fast kein Bauer, der nicht lesen kann, und Viele können auch schreiben und etwas rechnen. Es giebt manchen Bauer, der seine Gedanken nicht bloß mit logischer Deutlichkeit, sondern auch mit styltischer Zierlichkeit auszudrücken im Stande ist . . .

Der Antheil, den die Norwegischen Bauern jetzt an allen öffentlichen Geschäften haben, wird viel zu ihrer geistigen Entwicklung beitragen, und die Fortschritte der letzten 25 Jahre lassen reiche Früchte für die Zukunft hoffen.

Ihr natürlicher Verstand läßt sie fremde Begriffe mit Leichtigkeit auf-fassen, und ihre oft finreichen Fragen und treffenden Bemerkungen beweisen, daß sie in die mitgetheilten Ideen eindringen. Man unterhalte sich nur mit dem Bauer, und die Wahrheit dieser Bemerkung wird sich bestätigen, ja man wird oft über die Richtigkeit seiner Einwendungen staunen. Der gesunde Menschenverstand findet oft auf geradem Wege Resultate, die ein Gebildeter, durch Systeme im freien Schwunge seiner Gedanken eingeengt, verfehlt oder auf weiten Umwegen suchen muß.

Der Vortrag des Norwegischen Bauern ist durchgehends lebhaft und oft mit Witz gewürzt, der in seinen naiven Provinzial-Dialekten eine um so größere Wirkung hervorbringt, da diese Dialekte noch viel von der natürlichen Kraft und Genialität der Ursprache bewahrt haben. In seinem Verkehr mit Fremden ist er freimüthig und höflich, ohne in kriechende Unterwürfigkeit auszuarten. Der Normann war stets ein freier Mann. In der Vorzeit gab es wohl auch in Norwegen Freie und Sklaven; allein schon früh hörte der Sklavenstand auf, das Eigenthum wurde gleich-mäßiger vertheilt, und mit dem Eigenthum erwarb auch der Bauer die Rechte eines freien Mannes. Das Feudal-System in seiner verhassten Gestalt konnte in Norwegen nie festen Fuß fassen, und Leibeigenschaft war von seher unbekannt, denn das Dienstverhältniß war stets ein kontraktmäßiges und konnte gegenseitig aufgehoben werden. Das Gefühl der Selbstständigkeit ist demzufolge dem Normann von Natur angeboren und seinem Wesen und Betragen einverleibt. Freimüthig äußert er seine Gedanken gegen seine Oberen sowohl als gegen Seinesgleichen; freundlich grüßt er Jeden der ihm begegnet, er mag Freund oder Fremder seyn; bieder und treuherzig reicht er Jedem die Hand, vom Könige bis zum Geringssten herab, und sein freier Blick verkündet deutlich, daß er seiner Bürde als Mensch und als Staatsbürger eingedenk ist. Allein er will auch als freier Mann behandelt seyn und leidet keine Unterdrückung oder Geringschätzung. Mit Güte kann man Alles von ihm erlangen, mit Troge nichts.

Im Handel ist der Norwegische Bauer klug und zum Theil schlau. Besonders gilt dies von den Einwohnern derjenigen Gegenden, wo die Pferde- und Viehzucht stark getrieben wird. Mit einem kleinen Betrug im Pferdehandel nimmt er es nicht so streng, besonders wenn der Käufer sich eine Kennermiene giebt; wer sich selbst nicht auf Pferde versteht, thut daher am besten, sich der Redlichkeit des Verkäufers anzuvertrauen . . .

Die Norwegische Nation muß im Ganzen religiös genannt werden. Der beste Beweis dafür ist wohl der fleißige Kirchenbesuch, troge der durch die Lage vieler Gotteshäuser bedingten beschwerlichen Reisen. Oft wohnen die Bauern 2, 3 bis 4 Norweg. Meilen ungebahnten Weges von der Kirche entfernt, und doch lassen sie sich nicht abhalten, beim Gottesdienste zu erscheinen. In den Küstengegenden reisen sie oft mehrere Meilen zur See, trogen Sturm und Angewitter und opfern zwei bis drei Tage, um ihren religiösen Drang zu befriedigen. In einigen See-Distrikten bauen sich die entfernt wohnenden Eingebornen des Kirchspiels kleine Häuser nahe an der Kirche, um sich in denselben aufhalten zu können, wenn widrige Winde ihre Rückreise verzögern. — In den elendesten Hütten wird man nicht vergebens ein geistliches Gesangbuch, eine Bibel und ein oder mehrere Gebetbücher suchen, und ein mit Silber verzieres Gebetbuch ist ein Prachtstück, das der Wohlhabende nicht entbehren kann

In einigen, besonders den Alpengegenden bestehen noch Gebräuche, die auf ein weniger sittliches Gefühl hindeuten. So geht z. B. die Brautwerbung auf eine den Forderungen der Sittlichkeit keinesweges entsprechende Weise vor sich. Sobald nämlich der Freier seine Wahl getroffen hat, besucht er seine Auserwählte des Nachts auf dem Boden über dem Kuhstalle, wo die Mädchen im Sommer schlafen, oder in der Sennerhütte, und legt sich zu ihr ins Bett. Gestattet sie ihm ohne weiteres Bedenken den Zutritt, so sind sie Brautleute; wird er hingegen abgewiesen, so hat das Freien ein Ende.

In anderen Gegenden rotten sich die jungen Bauern zusammen und machen Exkursionen zu Pferde, um die Mädchen des Sonnabend Abends zu besuchen;

*) Aus G. V. Blom: „Das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben.“ Vgl. Nr. 10 des Magazins.

und es wäre nicht gerathen, sich diesem Anwesen zu widersetzen, denn sie würden den Widerstand mit Gewaltthätigkeiten zurückweisen. Es ist aber merkwürdig, daß eben in diesen Gegenden die unehelichen Geburten am seltensten sind

Ehescheidungen gehören zu den Seltenheiten, auch sind sie mit Schwierigkeiten verbunden. Wenn ein Ehepaar, nach vergebens angestellten Vermittelungen der geistlichen und weltlichen Behörde, dennoch auf Scheidung besteht und der Vertrag wegen Theilung der Gütermasse, des Unterhalts und der Erziehung der Kinder abgeschlossen ist, so wird vom Amtmanne zuvörderst ein Dekret ausfertigt, welches dem Paare erlaubt, quoad thorum et mensam geschieden zu leben. Nach drei Jahren aber kann, wenn erneuerte Ausöhnungsversuche keinen Erfolg gehabt, um eine völlige Ehescheidung bei dem Könige nachgesucht werden, wobei die Ehegatten jedoch nachweisen sollen, daß sie in dieser Zeit ein ehrbares und tadelloses Leben geführt haben, in welchem Fall sie die Erlaubniß erhalten, eine neue Ehe einzugehen. Wer hingegen während dieser drei Jahre die eheliche Treue verläßt, kann auf diese Erlaubniß keinen Anspruch machen. — Die Seltenheit der Ehescheidungen ist um so auffallender, da die Ehen eben so oft aus ökonomischen Rücksichten als aus Liebe geschlossen werden.

Eine üble Gewohnheit, welche die Sittlichkeit sowohl, als die Gesundheit und das Hauswesen der niederen Stände immer mehr untergräbt, ist das Branntweintrinken. Es wird dem Beobachter nicht entgangen seyn, daß diese Gewohnheit in den letzten Dezennien allgemeiner geworden ist, und die traurigen Folgen davon werden nicht ausbleiben Zwar hat die Schlemmerei, wie alle Sittenverderbnisse, vorzüglich in den Städten ihren Sitz: allein auch in entfernteren Gegenden wird der Hang dazu deutlich wahrgenommen, und man verdankt es nur der seltneren Gelegenheit, ihn zu befriedigen, daß er sich dort im Ganzen noch weniger äußert Man hat sein Unschick greifen den vielen Branntwein-Brennereien und den dadurch sehr herabgesetzten Preisen des Branntweins zuschreiben wollen, und es kann nicht bezweifelt werden, daß die Ursache zum Theil hierin zu suchen ist, indem der Branntwein für weniger als den halben Preis gegen früher verkauft wird. Daher hat man durch Erhöhung der Productions-Steuer die Branntwein-Preise steigern zu müssen geglaubt: allein ob ein moralisches Uebel sich durch andere als moralische Mittel heben lasse, und ob nicht vielmehr von einer höheren Aufklärung und sorgfältigeren Erziehung das Beste für die Zukunft zu erwarten, ist eine andere gewichtige, schwer zu beantwortende Frage. Es ist wenigstens leicht einzusehen, daß Gesetze selten gewissenhaft befolgt werden, wo alle Theile in der Uebertretung derselben Vortheil zu finden glauben, und Verbote sind daher die unzuverlässigsten Mittel, Mißbräuche zu verhindern

Ein anderer Ausdruck sittlicher Rohheit, das Fluchen, ist ebenfalls unter dem Norwegischen Volke sehr allgemein. Dieser Fehler wird als ein Beweis männlicher Kraft angesehen, und es fällt ins Lächerliche, wie ersichtlich man ist, die absurdesten und sinnlosesten Formen dafür zu erdenken. Die religiösen Sekten, deren Mitglieder sich dieser Unsitte streng enthalten, arbeiten derselben mit Eifer entgegen.

Die alte Erfahrung, daß die Vaterlandsliebe in den Alpenländern heimisch ist, hat sich auch bei den Normännern bestätigt; sie lieben ihr Vaterland über Alles. Das Auswandern ist sehr selten, selbst unter den Seelenten, die, wenn sie auch eine kurze Zeit in fremden Ländern ihrem Glück nachgehen, doch immer da ihr Grab suchen, wo ihre Wiege stand. Zwar hat in den letzten Jahren eine Auswanderungssucht nach Amerika einige Gegenden ergriffen: allein das Territorium dieser Manie ist beschränkt, und sie wird gewiß bald durch den Charakter der Alpen-Bewohner unterdrückt werden. Wenn es das Vaterland gilt, dann ist dem Normann kein Opfer zu groß, und als Vertheidiger desselben hat er immer einen hohen Rang behauptet. Er liebt zwar den Krieg nicht, ja er scheint ihn eher zu fürchten: steht er aber einmal im Felde, so wird man nicht leicht einen tapferen und beharrlicheren Krieger finden. Der letzte Krieg mit Schweden ist reich an Beweisen von ausgezeichnete persönlicher Tapferkeit, und der Normann braucht nur gut angeführt zu werden, um ein kühner Soldat zu seyn.

Als Seehelden haben sich die Normänner in der älteren Zeit großen Ruhm erworben, und in der neueren Zeit wurden sie als die besten Matrosen der Dänischen Flotte angesehen.

Auch wegen seiner Loyalität und Achtung für Verfassung und Gesetze verdient der Normann gelobt zu werden. Er ist nicht flüchtig und läßt sich nicht leicht vom Eindruck des Augenblicks hinreißen; er ist vielmehr bedachtsam und überlegt genau, ehe er beschließt: ist aber der Beschluß gemacht, so kann nichts ihn wankend machen, und seine Ueberzeugung giebt er nur mit seinem Leben auf.

Der Sinn für Reinlichkeit und häusliche Bequemlichkeit ist in den verschiedenen Gegenden eben so verschieden, wie fast alle sittlichen Verhältnisse in Norwegen. In einigen Gegenden, wie z. B. Deserdalen, wird die Reinlichkeit bis zur Pedanterie getrieben: die Wände und die Dielen der hölzernen Häuser sind so blank und weiß geschneuert, wie Elfenbein: die Geräte und Gefäße haben eine Weiße, welche die natürliche Farbe des Holzes fast übertrifft; die Betten sind stets rein überzogen, und Alles hat ein Ansehen von Sauberkeit, die einen äußerst angenehmen Eindruck macht. Eine natürliche Folge dieser Reinlichkeit ist ein gesundes Aussehen der Einwohner und eine Schmachthaftigkeit ihrer Milch und Butter, die Beiden einen vorzüglichen Werth verleiht. Anderwärts dagegen, wie z. B. in Balders, darf man diese löbliche Eigenschaft nicht suchen, und in mehreren Fischerei-Distrikten steigt die Unreinlichkeit bis zum Ekel

(Schluß folgt.)

Holland.

Erinnerungen aus dem Haag.

3. Kunst und Wissenschaft.

Unter den Künsten wird fast nur die Malerei selbständig gepflegt, und auch diese zumeist nur in den bereits von den Vorfahren eingeschlagenen Richtungen. Die Musik scheint keine Wurzel im Volke zu haben, obgleich im Haag eine Gesellschaft von Dilettanten monatliche Konzerte giebt. Aber selbst abgesehen von dem gänzlichen Mangel eigener Compositionen, bleibt schon die Ausführung fremder Werke weit hinter dem zurück, was Deutsche Mittelstädte leisten. Die Königliche Kapelle, welche fast ganz aus Deutschen zusammengesetzt, auch unter einem Deutschen Direktor steht, zeichnet sich allerdings rühmlich aus. Sie führt unter Anderem jeden Winter mindestens vier Beethoven'sche Symphonien auf mit lobenswerther Präzision. Doch ist sie in jüngster Zeit sehr ungünstig gestellt, ja halb und halb aufgelöst worden. Die Mitglieder besorgen zugleich den Unterricht an der von Reiffiger eingerichteten Musikschule. — Der Gesang kann vor dem Einflusse des Klima's nicht aufkommen. Das alte Sprüchwort: Frisia non cantat, ist wenigstens in dieser Beziehung wahr. Ein halbjähriger Aufenthalt im Lande reicht hin, die beste Stimme zu Grunde zu richten. Doch ist das Klima für die Brust mehr heilsam als schädlich, vorausgesetzt, daß man sich der Sitte fügt, ununterbrochen, Sommer und Winter, flanel auf dem bloßen Leibe zu tragen. Die Folgen der Unterlassung kommen zuweilen erst nach Jahren, aber sie bleiben selten ganz aus. Diese Kleidung nämlich gewährt allein Schutz gegen die plözlich, oft vier- bis fünfmal des Tages wechselnde Temperatur.

Derselbe klimatische Einfluß, geistig wirkend, hemmt die Dichtkunst. Der nebelgraue Himmel über dem grauen Meere, dem trostlos öden Dünenlande und der endlos gedehnten Fläche stimmt melancholisch und apathisch. Und selbst bei gefeierten Namen, wie Bellamy, Helmers, Bilderdijk, Tollens, spricht uns oft schon die Wahl der Stoffe zurück. Die Sprache selbst ist, trotz eines gewissen Phlegma's, reich und biegsam genug, auch nicht so übellautend, wie man ihr gemeinhin vorwirft. Doch muß ich gestehen, den vorzüglichen Wohlklang, welchen Bilderdijk hartnäckig für sie in Anspruch nimmt, gerade auch nicht gefunden zu haben. Zwar soll man auch gerade im Haag nicht das beste Holländisch sprechen. Unter den lebenden Schriftstellern gilt für den besten Prosaischer der Professor und Bibliothekar Veel in Leiden, welcher sich überhaupt durch Geschmack und durch gründliche Kenntniß der klassischen wie der neueren abendländischen Literaturen auszeichnet. — In den Schulen wird für die Muttersprache wenig gethan, auch bedient man sich in höheren Kreisen und in Briefen vorzugsweise der Französischen, welche in allen Elementarschulen gelehrt wird und deshalb selbst dem Bürgermannne ziemlich geläufig ist. Auch Englisch wird ziemlich viel getrieben, namentlich in Rotterdam. Das Deutsche ist leicht zu erlernen, wird aber selten und schlecht gesprochen. — Auch ist im Haag für Deutsche Lektüre sehr schlecht gesorgt, freilich liest man dort auch wenig Deutsches.

Die gelehrte Behandlung der Holländischen Sprache ist in Deutschland fast weiter gediehen als im Mutterlande selbst. Nach den rühmlichen Bestrebungen Huydecopers und Elignets am Ende des vergangenen Jahrhunderts und am Anfange des gegenwärtigen folgte ein langer Stillstand. Wenigstens wurde nur Vereinzelt oder minder Wichtiges geleistet. Hoffmann von Fallersleben behält das große Verdienst, neben Willems in Gent zuerst auf den Reichtum und den Werth der Alt-Niederländischen Literatur aufmerksam gemacht zu haben. Der erste Theil seiner *Horae belgicae* (Breslau 1830. 8.) enthält die vollständigste Zusammenstellung alles bis dahin Aufgefundenen. Später erschien das noch reichhaltigere Werk von Mone: „Uebersicht der Niederländischen Volks-Literatur älterer Zeit. Tübingen 1838.“ Hoffmann benutzte namentlich die vorzügliche Bibliothek der Leidner literarischen Gesellschaft (Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde). In seinen Ausgaben Alt-Niederländischer Geschichte versuchte er zuerst, leitende Grundsätze für ein regelrechtes Verfahren aufzustellen, wie man es in Deutschland für Alt-Deutsche Stoffe längst gewohnt war. Sein Name hat deshalb auch in Holland einen guten Klang, und seine Arbeiten werden fleißig benutzt. Zwar wird gegenwärtig gerade in Belgien durch Männer wie Willems, Snellaert, Blommaert u. A. mehr für die alte Literatur gethan, doch auch in Holland selbst gehen die Studien vorwärts und werden gepflegt von Clarisse, Meijer, Halbertsma, Akerdijk, Jondbloet, de Bries u. A. Leider fehlt überall noch die tiefere grammatische Begründung, und zwar liegt dies zum Theil im Charakter der Holländischen Gelehrsamkeit selbst, welche mehr kompilirender als schaffender Natur ist. Die Zeit der direkten Opposition gegen Deutsches Wesen, welche in dem sehr gelehrten und talentvollen, aber eben so barocken Bilderdijk ihren Gipfel erreicht hatte, ist freilich vorüber, und Grimm's Verdienste werden nach Gebühr anerkannt, aber seine Forschungen sind für die Holländischen Gelehrten noch zu imposant, um von ihnen ganz bewältigt werden zu können.

Die gesammte Holländische Literatur der Gegenwart, welche schon durch den geringen ihr vergönnten geographischen Raum an frischer Entwicklung merklich gehindert wird, leidet namentlich durch die Unmasse von Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Deutschen, welche noch durch Verlagsrechte, die eine Konkurrenz verbieten, geschützt werden. Müller in Amsterdam, Ratan in Utrecht und Vadeker in Rotterdam sind die bedeutendsten und betriebfamsten Deutschen Buchhändler. Die Deutschen Bücher aber werden durch Transport und Abgaben ziemlich theuer, so daß der Thaler zu zwei Gulden (à 17 Sgr.) angerechnet und kein Rabatt gegeben wird. Der Holländische Buchhandel ist, wenige größere Häuser abgerechnet, unbedeutend. Gewöhnlich

ist mit dem Buchladen eine Schreibmaterialien-Handlung verbunden, ja letztere eigentlich die Hauptsache. Diese Quasi-Buchhändler im Haag halten jährlich zweimal eine Versteigerung alter Bücher, welche ihnen meist zu diesem Behufe aus nachgelassenen Privat-Bibliotheken übergeben werden, oder welche sie selbst meistbietend aus Speculation von Anderen gekauft haben. Zuweilen finden sich herrliche Sachen darunter. Die Durchschnittspreise sind mäßig. Für Kommissionen ist der Besitzer der Deutschen Buchhandlung im Haag, Herr A. S. van Gellecom, auf dem Plaats, neben der Gefangenen-Port, als ein Mann von erprobter Solidität sehr zu empfehlen.

Die gelehrte Tages-Literatur des In- und Auslandes bietet im Haag das Lesemuseum für einen jährlichen Beitrag von zwanzig Gulden. Der Neueintretende, dessen Aufnahme durch Abstimmen der zeitigen Mitglieder bedingt wird, zahlt zehn Gulden Eintrittsgeld. Fremde können durch Mitglieder auf 14 Tage eingeführt werden. Bei der absoluten Unmöglichkeit, an einem anderen öffentlichen Orte ein gelehrtes Journal zu finden (die inländischen liegen jedoch täglich auf der Bibliothek aus), ist das Institut sehr dankenswerth. Nur fehlen leider einige der bedeutendsten Deutschen Journale. Die inländische gelehrte Tages-Literatur ist von geringer Bedeutung. Von Kritik ist kaum die Rede, weil die Schriftsteller einander so nahe wohnen und fast alle unter einander in persönlicher Berührung stehen. — Die politische Tages-Literatur ist besser bestellt. Die Hauptblätter sind das Journal de la Haye, welches im Haag in französischer Sprache erscheint. Der Redacteur wird gerühmt als ein Mann von bedeutendem Talent, doch fällt man über seinen Charakter ein minder günstiges Urtheil. Das Amsterdamer Handelsblatt hält ungefähr die Mittelstraße, ohne sich in seinen Ansichten von irgend einer Seite her beschränken zu lassen. Die Opposition ist vertreten durch die Arnheimische Courant, welche mit Geist und Geschick redigirt wird, auch zuweilen für Deutsche Verhältnisse eine Spalte eröfnet. Natürlich herrscht unbeschränkte Pressefreiheit. Aber dennoch habe ich während meines ganzen Aufenthalts, selbst in einer Zeit der Aufregung, welche ich den ruhigen Holländern kaum zugemuthet hätte, niemals, weder unanständige noch unwürdige Artikel in den Zeitungen gefunden. Von Pressefreiheit kenne ich nur ein Beispiel. Es erscheint nämlich im Haag, in einem ganz obskuren Laden, auf musterhaft schlechtem Papiere, als Wochenchrift das sogenannte Blaauw-boekje, eine chronique scandaleuse der Residenz, welches die betreffenden Namen, wenn sie doppelstimmig sind, mit großen Buchstaben ausschreibt, z. B. „Gestern erzählte man von einem VISCHER“ u. s. w., oder, im anderen Falle, die Vokale durch Ziffern andeutet, z. B. P32T2RSZAN. Der Fremde findet natürlich kein Bedürfnis, diese halb verhüllten Geschichten zu enträthseln oder die Wahrheit der erzählten Thatsachen zu untersuchen.

Die königliche Bibliothek, an der schönsten Straße, der Voorhout, gelegen, umfaßt in einem stattlichen Gebäude über 130,000 Bände, unter denen namentlich werthvolle ältere Werke. Doch ist der gegenwärtige Etat derselben so unglücklich niedrig, daß sie in der Vermehrung ihrer Schätze nothwendig weit hinter der Zeit zurückbleiben muß. Der Handschriften-Vorrath ist nicht sehr bedeutend; klassische sind gar nicht vorhanden, dagegen werthvolle Holländische, auch einige beachtenswerthe Französische und Deutsche. Ueber den beträchtlichen Schatz von Incunabeln ist ganz neuerdings ein sorgfältiger Katalog angelegt worden. Den Mangel eines vollständigen Verzeichnisses der übrigen Bücher suchen die Herren Bibliothekare Holtrop und Noordzink durch die humanste Sorgfalt zu erlangen, mit welcher sie jedem Wunsche entgegenkommen. Ueberhaupt kann ich nur höchst rühmend der ungemeinen Freundlichkeit gedenken, mit welcher mir von den Holländischen Bibliothekern sowohl neuere Werke als Incunabeln und Handschriften zur ungehinderten Benutzung, auch außerhalb des Lokals der Bibliotheken, erlaubt wurden.

Von unschätzbarem Werthe für die Wissenschaft und, wie es scheint, von Deutschland aus noch sehr wenig benutzt, ist das Reichs-Archiv im Binnenhofe. Seit den frühesten Zeiten bis zum Aufhören der Statthalterchaft ist ein staunenswerther Reichthum an Dokumenten in der musterhaftesten Ordnung gesammelt. Jeder Brief, welcher an die General-Staaten einging, ist vorhanden und außerdem noch in einem Register auszugsweise verzeichnet. Die Urkunden und Sendschreiben zeigen die Schriftzüge Cromwell's, Elisabeth's, Peter's von Rußland, Philipp's von Spanien und unzähliger Anderer. Mehr als zwanzig Folianten enthalten den Nachlaß Jan de Wit's, meist in eigenhändigen Briefen bestehend. *) Und nichts ist geheim, Alles zur Benutzung erlaubt. Herr Archivar de Jonge berücksichtigt alle billige Wünsche, und Herr Custos de Zwaan ist ein Mann von so gemüthlicher, anspruchsloser Dienstherrlichkeit, wie ich nie ein Gleiches gesehen habe. Im verflorenen Jahre kam ein Herr aus New-York, um Nachforschungen anzustellen über die Geschichte seiner Vaterstadt. Die Ausbeute betrug über 3000 Folioseiten und eine Karte aus den ersten Jahren der Kolonie. — Als einer Merkwürdigkeit anderer Art gedenke ich noch einer reichen, mit dem Jahre 1346 beginnenden Sammlung von Wassermarken, welche Herr de Zwaan aus leeren Blättern datirter Urkunden angelegt hat.

Das Theater befindet sich in kläglichem Zustande. Die königliche Bühne im Haag ist getheilt zwischen eine Französische und eine Holländische Truppe. Die Holländische Truppe benützt ihre freien Tage zu Darstellungen in Leyden und in Rotterdam, welche beide einer lebenden Bühne entbehren. Der einzige bedeutende dramatische Dichter ist Bondel (geb. zu Köln 17. Nov. 1587), welcher bereits 1679 starb. Die Leistungen der neueren Zeit scheinen sich wenigstens nicht auf der Bühne gehalten zu haben. Sie lebt gegenwärtig fast

nur von Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen. Doch habe ich Schiller oder gar Goethe auf dem Zettel nie gesehen, Jffland und besonders Kogebue desto häufiger. Von Shakespeare hat man veruchsweise einige Stücke übersezt, zur Aufführung ist aber meines Wissens keines gelangt. Die Oper ist Französisch. Deutsche Opern übersteigen die Kräfte des Personals. Einmal wurde der Freischütz, abenteuerlich zugestuzt, unter dem Titel Robin des Bois gegeben. Fidelio versuchte man mehrere Monate lang vergeblich einzustudiren. Die Holländische Häuslichkeit und die vielen geschlossenen Gesellschaften hindern den häufigen Besuch des Theaters. Auch ist der feinere Kunstsinne überhaupt nicht so lebendig und ausgebildet als in Deutschland. Ferner ist der Stand des Schauspielers verachtet und rekrutirt sich deshalb aus ungebildeten Leuten. Unter so ungünstigen Verhältnissen muß die Kunst natürlich auf einer sehr niedrigen Stufe bleiben, und es kann das abenteuerliche Pathos nicht auffallen, mit welchem man Bondel's Alexandriner in einem halb singenden Tone, begleitet von perkussischer Gesticulation, vortragen hört.

1. Volksgefang. — Volksfeste.

Der Volksgefang existirt zwar noch, ist aber seit zwei Jahrhunderten bereits verkümmert durch den verderblichen Einfluß der Kunstpoesie. Die ganze Mythologie erscheint darin, und Jupiter (Jupiter) und Venus und Cupidoosje sind so geläufig wie Thyrsis, Alcyone und Phyllis. Eine sorgfältige und reichliche Auswahl des Besseren hat Hoffmann im zweiten Bande der Horae Belgicae gegeben. Seinem Verzeichniß von Liederbesten kann ich aus meinem Besitz nachtragen: Het springende Haasje; het vrolijk Katoetje; de Amsterdamsche Kermisvreugd und de jonge Pelikaan, (sämmtlich B. Koene. Amst.). Die von ihm gerügte Unsitlichkeit und Obscönität der Volkslieder ist vollkommen begründet. In ähnlich befreundender Weise findet man in den öffentlichen Auktionen Bücher verwandten Inhalts, wie Voltaire, Aretin u. A., mit erläuternden Kupfern. Ueberhaupt liegt, wie mir scheint, in dem Charakter des Volkes etwas, nicht gerade von Lascivität, aber doch von einer gewissen derben Sinnlichkeit.

Neben dem allgemeinen Volksgefangen besteht noch eine eigenthümliche Bänkelsängerei. Auf einer großen, bemalten Leinwand wird der Vorwurf des Liedes zur Schau gestellt und in Prosa explicirt; darauf folgt, begleitet von Drehorgel und Geige, im Duett oder Terzett die poetisch-musikalische Ausführung. Auch einzeln wandernde Männer singen, ohne weiteren Apparat, ihre Balladen mit kreischender Stimme ab und bieten sie auf fliegenden Blättern zum Kauf. Doch sind es stets nur verführte Mordgeschichten u. dgl. aus den Zeitungen.

Eine kleine leinene Bude beherbergt das wandernde Volks-Theater, Jan Klaas genannt. Hinter einer ungefähr vier Fuß breiten und anderthalb Fuß hohen Oeffnung spielen fuschpöpe Puppen, regiert von dem im Innern verborgenen Eigenthümer, welcher zugleich den gesammten Dialog allein besorgt.

Das Volksleben selbst bewegt sich sehr ruhig. Statt Gefanges, hört man freilich nur Geschrei, aber Tumult und Thätlichkeiten sind selten, auch öffentliche Vergnügungsorter sind nicht häufig und minder besucht als überall in Deutschland. Nur einmal im Jahre bricht der allgemeine Jubel durch, für alle Stände im buntesten Gemisch. Der Jahrmarkt nämlich (Kermis), welcher im Haag in den Mai fällt und 14 Tage dauert, löst alle Bande und erlaubt Jedem, ungenirt auf seine Weise froh zu seyn. Gaukler, Seiltänzer, Kunstreiter, Riesen und Zwerge fehlen natürlich nicht. Daneben aber laden zahlreiche Waffelbuden zum Besuch und andere, vor denen Possortches, ein eigenthümliches, sehr fettes Gebäck, auf offener Straße bereitet werden. In einer langen Reihe sind an einem anderen Orte runde, auf drei Beinen ruhende Klöße aufgeschützt, den Hackklößen unserer Fleischer zu vergleichen. In jedem Klope befindet sich eine Rinne, über welche ein dicker Pfefferkuchen gelegt wird. Die Spielenden versuchen nun mit einem derben, in die Rinne passenden Prügel den Pfefferkuchen in zwei Theile zu hauen und dadurch zu erwerben, was natürlich erst gelingt, wenn derselbe mindestens ein drittelmal auf die Erde gefallen ist. Das Treiben in den verschiedenen Schauuden geht oft stark ins Jotenhafte, namentlich in den theatralischen Darstellungen, welche, wegen der vorherrschenden Volksausdrücke und lokalen Anspielungen, nur dem Inländer verständlich sind. Eine Nacht steht von alten Zeiten her dem dienenden Personal zu. Dann werden die Buden gegen 10 oder 11 Uhr geschlossen und um Mitternacht wieder eröffnet. Gegen drei Uhr aber ziehen darauf zahlreiche Schaaeren nach dem Bosch, einem parkähnlichen Gehölz nahe bei der Stadt, von deren dortigem Treiben Augenzeugen Wunderdinge erzählen. Doch geht Alles ohne Störung der öffentlichen Ruhe ab. Ueberhaupt habe ich die Polizei niemals thätig gesehen. Gendarmen giebt es gar nicht. Militair-Patrouillen vertreten ihre Stelle und schlendern in beneidenswerther Behaglichkeit durch die Straßen.

Ein anderes Volksfest war der ebenfalls in den Sommer fallende Geburtsstag des vorigen Königs. Erst am Abend begann die Volkslust. Die Hauptgänge des Bosches und die schönsten Wasserparteen waren illumirt. Durch das bunte Menschengewimmel drängten sich Gruppen von Dienstmädchen. Einander bei den Händen fassend, umtanzten sie mit schreiendem Gesange einzelne Männer, welche ihnen begegneten, und setzten dann in gleich lärmender Weise ihren Weg fort, ohne irgend eine andere Absicht, als sich recht auszutoben. Noch beim Anbruche des nächsten Morgens hörte man die verhallenden Jubelrufe der letzten Primkehrenden.

3. 3.

*) Jan de Wit's Thätigkeit war so groß und seine Geschäfte so mannigfaltig, daß das Eintragebuch (Register) seiner Vorgänger in 65 Jahren 22,475, das seine in 13 Jahren 22,951 Seiten betrug. — Groen van Prusterer.

Frankreich.

Sitten und Zustände in der Bretagne.

(Schluß.)

Dies mag hinreichen, von der Naivetät der Bretonischen Sitten einen Begriff zu geben. Wir erinnern uns zwar noch mancher einzelnen malerischen Scenen, aber wir würden in Verlegenheit kommen, sollten wir sie zusammenfassen und in ihrer Allgemeinheit schildern. Freilich müssen wir gestehen, daß die Feste dieser Art von Tag zu Tag seltener werden. Die Civilisation, die bereits anfängt, auch unser ehrwürdiges Armorika modern zuzustutzen, hat ihre ebene, Alles gleichmachende Hand schon an manche alte Sitte gewagt; aber uneingedenk ihres Berufes, zu läutern und zu verschönern, begann sie damit, was Nährendes und Liebliches in jenen Gebräuchen lag, zu verdrängen, während sie das Rohe und Gemeine unangetastet ließ. Der verwandtschaftliche Sinn und die zarten Lieder verschwinden, aber die Wettkämpfe und die Ungeflächtheit bleiben. Die Bettler, dieser Krebsgeschaden der civilisirten Staaten, gewinnen auch hier täglich neue Genossen, trotz der Zerstörung der Klöster und der Zerstückelung des Vermögens. Die Bretonische Sprache, so blühend und bilderreich, daß man sie für eine Sprache des Orients halten könnte, wird trocken und dürr, wie die Algebra, und ohne Zweifel ist der Tag nicht mehr fern, wo der Bretoner sich des Idioms seiner Väter schämt, wie er jetzt ihre Sitten verwirft.

Zum Schluß erlaube man uns, von einem Gebrauche zu erzählen, der zwar nie sehr verbreitet war, den wir aber vor ungefähr zwölf Jahren zu beobachten Gelegenheit hatten. Seit jener Zeit scheint man ihn gänzlich verlassen zu haben, und man thut recht daran. Denn wenn wir auch jene ländlichen Sitten beschreiben, wollen wir sie darum keinesweges zum Muster aufstellen; unsere Absicht ist bloß, sie der Wahrheit gemäß zu schildern.

Es war im Jahre 1830. Man hatte mich in einer kleinen Gemeinde in der Landschaft Goarec zur Hochzeit eingeladen. Alles war zu Pferde, und auch ich bekam, trotz meiner Unbeholfenheit im Reiten, einen kleinen munteren Renner, der, wenn ich nicht irre, kurz vorher bei einem Wettlauf auf der Ebene von Saint-Briene den Preis davongetragen hatte. Am Rain einer Haide, ungefähr anderthalb Viertelmeilen vom Dorfe entfernt, machten wir Halt. Der Zug bestand aus zwei Haufen, einen bildeten die Verwandten der Braut, den anderen die des Bräutigams. Ich selbst war entschlossen, mich neutral zu verhalten, und tummelte mich nach Herzenslust auf der schönen Ebene herum. Währenddessen ritt die Braut auf dreißig Schritt vor den Anderen voraus. Auf ein gegebenes Zeichen sprengten ihr Alle in gestrecktem Galopp nach, während sie selbst den Weg nach dem Dorfe zu nahm. Der Vorsprung, den man ihr gewährt hatte, wurde merklich kürzer, indes noch hatte sie Hoffnung, das Ziel zu erreichen, ehe sie eingeholt wurde. Aber mein Pferd war zu sehr an die Wettläufe gewöhnt, als daß es hätte müßig zusehen können. Wie der Blitz schoß es los, des Reiters und seiner Gegenanstrengungen spottend, und war bald neben dem Pferde der Braut, die auf einen schmalen Damm einbog, Hindernisse fand und die Zügel verlor. Als bald jagten fünf oder sechs Reiter, mit Lebensgefahr den Abhang hinunter und hinauf sprengend, an uns vorbei bis in das Dorf. Dort machten sie kehrt, ritten zurück, umringten die Braut, hoben sie vom Pferde und galoppirten mit ihr einem Wirthshaus auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes zu. Diese Reiter waren sämmtlich von der Seite des Bräutigams. Indes hatten die Anderen Zeit gehabt, nachzukommen, und versperrten den Entführern den Weg, um ihnen ihre Beute abzdringen. Es entspann sich ein wildes Handgemenge; die Pferde bäumten und schlugen aus, die Männer schrieten, die Braut, von allen Seiten gezerzt, weinte. Ich selbst, wider meinen Willen in diese Schlägerei verwickelt, wußte nicht, wie ich mich benehmen sollte. Glücklicherweise dauerte der Lärm nur einige Minuten, denn bald gelang es einer Verwandten der Braut, sie zu befreien. Mit aufgelöstem Haar, fast ohne Bewußtseyn, wurde sie auf den Kirchhof gebracht, in dessen Mitte die Kirche stand. Darauf, als wenn nicht das Oeringste vorgefallen wäre, stieg Jedermann ruhig ab, band sein Pferd an und ging, der Trauung beizuwohnen.

Auch ich war eben im Begriff, in die Kirche zu treten, noch voll von Stauern über das, was ich gesehen hatte, als einige junge Leute an mich herankamen und mir viel Schmeicheleien über mein heutiges Betragen sagten.

„Aber, wenn ich nicht irre“, meinte Einer, „sind Sie ja eigentlich von der Partei der Braut. Waren Sie denn nicht von ihr zur Hochzeit geladen?“

„Freilich; aber sagen Sie mir nur, was sollte Ihre heutige Jagd bedeuten? Ich werde nicht im Oeringsten klug daraus.“

„Ei nun, es handelte sich darum, wer den Abschiedschmaus bezahlen soll. Hätten wir die Braut bis ins Wirthshaus bringen können, so würden wir, die Verwandten des Bräutigams, das Vorrecht gehabt haben; so aber, da sie ihren Fuß auf den Kirchhof gesetzt hat, werden uns ihre Verwandten regaliren.“

In diesem Augenblick klopfte mir Jemand auf die Schulter. Es war der Bruder der Braut. „Warten Sie nur, junger Herr“, sagte er in heiterem Tone; „was Sie boshaft seyn können; hatten gar so viel Lust, Alles zu sehen, was bei unserem Wettlauf vorkommen könnte, und vergaßen darüber, daß Sie von unserer Partei waren. Doch das thut nichts; ich bin ganz damit zufrieden, wie es gekommen ist, denn Sie haben uns die Gelegenheit zu einem schönen Siege verschafft.“

„Wie nun aber, wenn ich das Pferd der Braut nicht aufhalte, wer bezahlt dann die Feste?“ — „Dann bezahlt ein Jeder, so viel er nimmt, und das macht weit weniger Spaß.“

Ich war hinlänglich belehrt, schwur mir aber, obzwar bei dieser Gelegenheit Niemand gerade getödtet oder verwundet worden war, mich zu keiner Hochzeitfeier zu Pferde wieder einladen zu lassen.

Mannigfaltiges.

— Mickiewicz und das Slawenthum. Die Vorlesungen über Slawische Literatur, welche Mickiewicz am Collège de France gehalten, hat das in Paris erscheinende Polnische Journal Dziennik narodowy allwöchentlich in besonderen Beilagen nach Notaten und Stenographien veröffentlicht, die von mehreren Zuhörern nachgeschrieben worden waren. Sämmtliche Beilagen des Dziennik, zusammen 33 Vorlesungen enthaltend, sind darauf zu einem Buche vereinigt worden und als solches in Paris unter dem Titel: „Kurs drugoletni (1841—1842) Literaturny slawiański“ erschienen. Und wie dieser „zweijährige“, so soll nun später auch der im ersten Jahre von Mickiewicz gehaltene Kursus veröffentlicht werden. Die Slawischen Jahrbücher, welche über den Inhalt jenes Buches berichten, sagen von demselben, es werde die Kunde durch das ganze Slawenthum machen und müsse von Jedem gelesen werden, der irgendwie Anspruch auf Kenntniß des Slawischen Nationalgeistes und seiner Entwicklung machen wolle. Das Buch soll eine Geschichte nicht sowohl der Literatur als des Nationalgeistes überhaupt seyn, wie er sich nach allen Seiten hin in staatlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht manifestirt hat. Nach Herrn M's Ansicht ist mit Puschkin die ganze neuere Russische Literatur zu Grabe getragen worden, womit wohl weder in noch außer Rußland viele Ansichten übereinstimmen möchten. Mickiewicz sagt: „Ohne Widerspruch sind noch heut zu Tage in Rußland Schriftsteller von Talent und hohem Sinn; aber es möge jeder Russe von gutem Glauben sagen, ob in ihren Schriften etwas sich vorfindet, was neu, was schlagend, was über Puschkin stände. Dieser Mann, gebast, von den Parteigängern verschiedener Parteien verfolgt, starb und ließ ihnen freie Stätte. Wen aber sollen sie nun auf den verödeten Thron setzen? Wollen sie durch Wigihn beherrschen? Puschkin ist wigiger als sie alle. Wenn sie eine Ballade schreiben oder ein Sonett, so hat Puschkin schönere. Wohin sollen sie sich also wenden? Mit den Ideen, die sie haben, können sie auch nicht einen Schritt vorwärts thun; die Russische Literatur ist also jetzt auf lange Zeit abgeschlossen.“

Mickiewicz hat sich bekanntlich in neuerer Zeit einer gewissen Religionschwärmerei zugewandt, die in vollem Ernste einen neuen Messias erwartet, und nach Zeitungsberichten aus Paris soll diese Schwärmerei nicht bloß von einzelnen Menschen schon zu ihrem Vortheile ausgebeutet worden seyn, sondern auch zu Spaltungen unter der Polnischen Emigration geführt haben. Nachstehende Notiz über die beiden letzten Vorlesungen Mickiewicz's (nach den Slawischen Jahrbüchern) läßt uns einen Blick auf die schwärmerische, sich selbst unklare Richtung des Slawischen Professors thun: „Die Polnische Literatur der Gegenwart hat zwei einander fern stehende Elemente, eines im Vaterlande, und ein anderes in der Emigration. Jenes berührt Mickiewicz nur ganz oberflächlich; dieses dünkt ihm das wichtigste und das für die Zukunft entscheidende. Es ist rein politisch seinem Wesen nach; die beiden Dichterschulen: die Lithauische und die Ukrainische, reichen einander die Hände, die Idee des Panlawenthums verbreitet sich nun allmählig unter diesen Schriftstellerkreise. (Vergl. XXXII.) Die letzte, die dreihunddreißigste Vorlesung ist die interessanteste des ganzen Werkes; hier stellt der Verfasser seine Grundansichten über den Charakter und die Zukunft der Slawischen Hauptvölkerstaaten auf. Er sagt, in Rußlands Staatsmaxime herrschen noch die Grundsätze des früheren Jahrhunderts, der Materialismus und das Streben der Regierung, alle Kräfte zu beherrschen, um sie nach diesem Ziele zu leiten. Die Czechen haben ihre Sendung unter den Slawen erkannt; sie sollen die Vorkämpfer derselben auf dem Felde der Wissenschaft seyn. Die Idee Polens ist die Idee des Messianismus, konzentriert in einem einzigen Menschen, den die Nation erwartet (die übrigen Slawischen Völkerstaaten werden als nichtstimmführend gar nicht erwähnt). Auf diese Weise sind nur die beiden wirklichen (?) Slawenstämme berufen, in die Räder der Politik einzugreifen. Durch den Gang der Geschichte ist das Tatarische „Alla!“ der Ton geworden, den die Russische Nation anschlägt (?); der ritterlich-christliche Grundton der Polnischen Nation dagegen ist ermattet, seit das Mittelalter eine andere Wendung genommen. Rußland fand an Napoleon einen überlegenen Gegner; allein er vermochte es nicht zu beugen. Polen, das zu anderen Grundsätzen sich bekennt, als welche die Philosophie des Westens lehrt, hofft einen Messias in seiner Mitte zu erwecken, der die großen Fragen des Slawenthums entscheidet; das haben seine Dichter und größten Männer vorher verkündet. Mickiewicz führt ihre oft merkwürdigen Prophezeiungen an, und schließt seine Vorträge mit den Worten Brodzinski's: „Und darum wachet also, all' ihr Mütter, und all' ihr Lehrmeister und Prediger! Jede lebende Polnische Seele sehne sich und wache; denn du weißt weder den Ort noch die Stunde, wo du berufen wirst. Ein Jeder wache, der gemeine Mann wie der Weise, der entschlossene Held wie das schwache Weib. Er horche, wo das Gras wächst, und beachte jedes Wehen des Windes: vor Allem aber gläube seine Seele zu Gott, welcher allein die Gnade herab sendet und die Befähigung schafft, sie zu empfangen!“